Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 19

Artikel: Leben in Trümmern
Autor: Schmid, Hans Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671463

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ten Stockmann und Bumann anlangten und zu schießen begannen, wurden die Angreifer entdeckt. Es gelang ihnen, ins Hotel einzudringen und sich der Gesandten zu bemächtigen. Es wurde Sturm geläutet. Eine wilde Schießerei begann; das Durcheinander war unbeschreiblich. Die Angreifer befiel dann aber plötzlich eine Panikstimmung. Sie baten um Gnade. Großzügig wurde ihnen gestattet, mit ihren Verwundeten den Rückzug anzutreten.

Der Angriff der „Cisalpini" war das Zeichen für die allgemeine Erhebung. Am Nachmittag versammelte sich die bewaffnete Menge von Stadt und Land vor dem „Albergo Grande". Eine Abordnung unter der Führung der Advokaten Pellegrini und Stoppani aus Ponte Tresa verlangte von den Repräsentanten die Befreiung von der schweizerischen Herrschaft.

Das Volk richtete den Freiheitsbaum mit dem Tellenhut auf, und der Regenzrat forderte alle Gemeinden der Vogteien auf, sich am 18. Februar in der Kirche „Sant'Antonio" zu versammeln, um die provisorische Regierung zu wählen. Zwei Tage später traf in Lugano eine vom 13. Februar datierte Botschaft der Basler Regierung ein, die feierlich und mit schmeichelhaften Worten den Verzicht des Standes Basel auf alle Obrigkeitsrechte über die ennetbirgischen Vogteien erklärte.

Zu ähnlichen Kundgebungen kam es in Mendrisio, Bellinzona und anderen Vogteien. In Riva San Vitale proklamierte man eine eigene Republik, die nur drei Wochen dauerte. Scharmützel mit „Cisalpinern" im Seebecken von Lugano waren an der Tagesordnung.

Eine endgültige Klärung brachte erst die helvetische Verfassung, welche die ennetbirgischen Vogteien in der Form der beiden Kantone Lugano und Bellinzona in die neue helvetische Republik eingliederte. Aber erst im Jahre 1803 begann für den Kanton Tessin die Aera seines Aufstieg als freies und unabhängiges Staatsgebilde im Bunde der Eidgenossen.

Heute können wir stolz und dankbar jener Männer gedenken, die 1798 alle ihre Hoffnung in die Beständigkeit eines damals 500jährigen Bundes, in die politische Klugheit eines friedliebenden und jeder Machtgier abholden Volkes setzten.

Ein Anschluß an den Süden wäre wirtschaftlich das Nächstliegende gewesen. Die „Patrioten" hatten in einer Proklamation ausgerufen: „Von der Schweiz könnt ihr nichts als Steine erhoffen!" Daß die Tessiner die sichere Freiheit dem sicheren Brot vorzogen, war es, was die Erhebung des Luganeser Volkes vom Februar 1798 zu einem historischen Ereignis werden ließ. — 150 Jahre sind verflossen. Das Tessin ist in dieser Zeit nie von seiner Treue zur Freiheit und zur Demokratie, wie sie in den schweizerischen Statuten verankert sind, abgewichen. Das Tessiner Volk hat alle Veranlassung, dieser Geschehnisse mit Stolz und Zuversicht zu gedenken.

Leben in Trümmern

Noch selten hat mich das Niederschreiben von empfangenen Eindrücken eine solche Ueberwindung gekostet wie jetzt. Und doch muß es sein.

Wir waren ein Trupp von Schweizer Journalisten und wurden, von Herrn Bovard von der „Schweizer Spende" angeführt, ins Rheinland hinunter geleitet. Um mit eigenen Augen zu sehen, wie man in Deutschland lebt. Wir haben so viel Niederdrückendes, Erschütterndes gesehen, daß wir froh waren, als wir bei Basel wieder Schweizerboden betreten durften. Es war wie ein böser Traum, was wir abzuschütteln hatten. Ich komme mir vor wie ein Hund, den man ins Wasser gejagt, wieder herausgelotst und dann in eine blankgescheuerte Stube geführt hat. Wundert euch nicht, wenn die schönen Möbel, die blitzenden Spiegel, die molligen Polster ein paar Spritzer bekommen! „Die Schweiz ist ein Paradies!" So riefen sie stets, wenn sie hörten, daß wir Schweizer seien. Und bei Gott, sie haben Recht. Die Schweiz ist ein Paradies, daß wir's nur glauben!

Warum aber die Selbstüberwindung? Ist es die Unmöglichkeit, über die Zustände in

Deutschland zu sprechen, ohne an politische Fragen zu rühren? Und wenn man in politischen Fragen kein Fachmann ist? Macht das nichts? Denn wenn wir helfen, gestern durch die Schweizer Spende, heute durch die Europahilfe — es ist ein neuer Name für eine gleich gebliebene Gesinnung des Helfens — tadeln wir nicht indirekt all die Behörden, die aus eigenen Kräften nicht fertig werden? Machen wir aus dem „Tropfen auf den heißen Stein" — mehr kann die Schweiz bestenfalls nicht leisten — nicht einen Wasserfall in unserer Einbildung? Konnte man diese Reise nicht mißverstehen? Wir besichtigten die Trümmer des Landes, das uns lange Zeit feindlich gesinnt war. Ein Gottesgericht von unerhörter Wucht fegte darüber hin, an dem wir keinen Anteil hatten. Wir sind Zuschauer, und das ist mir jetzt ein wenig peinlich.

Die einst so schönen, glänzenden Städte liegen in Trümmern, des Nachts erhellt kaum ein Licht ihre Finsternis, und nur ab und zu steht ein rotes oder gelbes Viereck in schwarz aufragenden Ruinen. Dort wohnt jemand. Dort ist ein Zimmer bewohnbar geblieben, oder gemacht worden.

Das erinnert beinahe an das Märchen vom Kalif Storch, wo verzauberte und verhexte Menschen in Trümmern und Ruinen wohnen; ein Zauberwort und ein wenig Liebe erlöst sie. Das Zauberwort heißt „Mutaber", auf deutsch: „Ich werde verwandelt werden." Eine solche Verwandlung ist es, was das deutsche Volk nötig hat, worauf es wartet.

Die Trümmer nämlich sind mächtiger als der Mensch. Sie liegen in unabsehbaren Längen zuhauf, unterbrochen bloß von einzelnen Wänden, die stehen geblieben sind und vom nächsten Sturm noch umgeworfen werden können, oder von Wasserleitungen, Badewannen und allerlei Gestänge, das in die Luft ragt. Manchmal hängen die Böden eines Hauses, von Eisenstäben zusammengehalten, herunter. Manchmal stehen die Mauern auf allen vier Seiten als offene Fensterhöhlen, und der Schutt türmt sich in der Mitte auf. Meist künden noch Säulen und Kapitäle von einer entschwundenen Pracht, und Straßentafeln stehen verlassen da.

Die Trümmer sind mächtiger als der Mensch. Denn sie sind in der Ueberzahl. Ihre Krankheit überträgt sich auf den Menschen, als eine Lähmung des Willens, als eine Lähmung aller guten Triebe, als eine Lähmung des Eigentumsbegriffes, als eine Lähmung aller Lebensfreude. Es ist ein seelischer Aufsatz, was hier entstand, wo Städte, in Jahrhunderten gewachsen, in Minuten zu Asche wurden.

Viele von ihnen rechten und hadern noch. Manchen mußte ich daran erinnern, daß das erste Muster dieser höllischen Vernichtung menschlichen Glücks nicht in Deutschland, sondern in Coventry durch Deutsche aufgestellt wurde. Aber mit Rechten und Hadern bessert man nichts.

Die Schweizer Spende hat in aller Bescheidenheit viel geholfen. Wir treffen in den größeren Städten ihre Baracken an, über welchen die Schweizerfahne weht. Wir können irgend einen Mann, irgend eine Frau nach den Baracken der Schweizer Spende fragen — und sie weisen uns den Weg: denn sie wissen alle um die Schweizer Spende, sie wissen von den Kinderspeisungen, sie wissen von den Nähstuben. Nach Pestalozzis Grundsatz, man müsse den Menschen helfen, sich selbst weiterzuhelfen — nach diesem Grundsatz hat die Schweizer Spende in vielen Städten Deutschlands ein segensreiches Werk aufgebaut, das nun von der Schweizer Europahilfe im gleichen Geiste übernommen und weitergeführt wird.

Ein Tropfen auf den heißen Stein? Nein, es ist mehr. Das Leben in Trümmern ist so grenzenlos elend, daß auch ein Tropfen etwas bedeutet. Aus dem Tropfen kann ein Strom werden, wenn alle mithelfen. Niemand erwartet von uns, daß wir Städte aufbauen. Wir helfen besser, wenn wir Tausenden von unterernährten Kindern jeden Tag einen Teller warme Suppe zukommen lassen. Wenn wir einer Mutter für ihr Kleines Kinderwäsche, für die größeren Kleidungsstücke, oder auch nur Nadel und Faden verschaffen. Denn das alles fehlt in den Trümmern.

Für diese Menschen ist die Schweiz ein Licht in der Nacht. Helfen wir der Europahilfe, daß dieses Licht nicht ausgeht.

Hans Rudolf Schmid